

BUCHBESPRECHUNGEN

Geschichte der Spiritualität

Pieper, Josef: Überlieferung. Begriff und Anspruch. München, Kösel 1970. 119 S., kart. DM 9,80.

Der Vf. greift noch einmal eines seiner großen Themen auf: Tradition, heilige Überlieferung, die Weisheit der Alten. Es ist ein aktuelles Thema. Der polnische Marxist Kolakowski schrieb dazu: „Falls – was glücklicherweise wenig wahrscheinlich ist – der Widerstand gegen die Tradition zu ihrer totalen Verneinung führt, dürfen wir mit vollem Recht vom Ende der humanen Welt sprechen.“ Ganz gleich, ob Pieper geisteswissenschaftliche Fäden webt (Platon, Augustinus, Thomas, Pascal heißen einige der großen Namen) oder tiefenpsychologische (C. G. Jungs Archetypen) oder soziologische (Entlastungsfunktion sei als Stichwort genannt) oder linguistische oder theologische, immer bleibt er anregend und weiterführend.

Man mag Piepers Meinung für konservativ halten, wenn er an den Anfang des Lernens und des Menschwerdens „Vertrauen“ statt „kritischer Prüfung“ setzt, wenn er (in Auseinandersetzung mit Th. W. Adorno) von der Überlieferung behauptet, „daß keine Erfahrung und kein erschließender Gedanke“ sie einzuhören vermag; man mag sich wundern, daß er diese Rolle des überlieferten Wortes nicht nur für die Theologie befähigt, sondern überall dort findet, wo Menschsein zur Sprache steht: vorübergehen dürfte an dieser Weisheit niemand. Und überdies: Kann man Pieper mittels Schlagwörter einordnen? Er unterstreicht z. B., daß „der moderne ‚Traditionsverlust‘ ... auf das Schuldkonto des ‚historischen Bewußtseins‘ zu buchen sei“ (33) und darum denen angelastet werden müsse, die durch Festhalten am Vergangenen, an historischem Wissen und alten Formulierungen die Tradition retten wollen. In Wirklichkeit nämlich vereitelt jemand, der „diese Neuformulierung nicht leistet ... gerade das, worauf es ... mit aller Über-

lieferung abgesehen ist: die wirkliche Teilnahme des Menschen am tradendum“ (75).
J. Sudbrack SJ

Ratzinger, Joseph: Die Einheit der Nationen. Eine Vision der Kirchenväter (Bücherei der Salzburger Hochschulwochen). Salzburg und München, Anton Pustet 1971. 115 S., kart. DM 9,80.

–: Glaube und Zukunft (Kleine Schriften zur Theologie). München, Kösel 1970. 131 S., kart. DM 8,50.

Zu Beginn ein Geständnis: Ich habe aus den beiden schmalen Bändchen mehr über „politische Theologie“, Hoffnungsdenken oder Kirche der Zukunft gelernt als aus reißerisch angekündigten und großspurig aufgemachten Büchern.

In der „Einheit der Nationen“ geht es um das Verhältnis von Christentum, Kirche und Staat bei Origenes und Augustinus. Christentum war für Origenes „revolutionärer Durchbruch... Ausbruch aus dem Gefängnis der Welt“. Die Vision der Einheit, die die Väter im Christusmysterium angekündigt sahen und die Pfingsten verheissen wurde, war eschatologische Verheißung, aber keine gegenwärtige staatliche Politik. Die Pax Romana, der römische Friede, war ein untauglicher, ja ein dämonischer Versuch, das, was Gottes ist, in die Hand des Menschen zu geben. Aber gerade deshalb, weil es sich gegen die römische Gleichsetzung von Politik und Religion zur Wehr setzte, wohnte dem Christentum die revolutionäre Kraft inne, aus dem Gefängnis der Gegenwart auszubrechen. „Ein so verstandenes Christentum (kann) schwerlich mit Konservativismus und niemals mit Legalismus zusammengedacht werden ..., sondern (trägt) eine Kraft des Revolutionären in sich...“ (67).

Im Grunde zeigt sich diese Theologie (sie ist mehr als nur Theologie) ebenso bei

Augustinus: „Befreiung zur Wahrheit vom Zwang der Gewohnheit“, während im römischen Denken der Staat sich mit der Religion eine Stütze für seinen Beharrungswillen geschaffen hat (75 f). Augustinus denkt aber das Verhältnis von Staat und Kirche weiter durch als Origenes. Mit Recht tun die Christen Dienst im irdischen Staat; aber die Kirche nimmt das Irdische zwar hin, ist aber doch als Fremdlingsgemeinde nicht in ihm zu Hause. „Insofern bleibt auch sein bewußt legal gewordenes Christentum in einem letzten Sinne ‚revolutionär‘, da es ... eine Kraft ist, die alles Innerweltliche relativiert ...“ (106).

Der zweite Band mit fünf Vorträgen spricht ein breiteres Publikum an, aber führt in seiner wohltuend leichten Sprache nicht weniger tief und ist in seinem ausgewogenen Urteil nicht weniger aktuell. Glauben läßt dem Denken aufscheinen, daß ein Wissen, das total und vollständig sein will, den Menschen versklavt: „Wie Gott nur durch Menschen zu den Menschen kommt, so kommen auch die Menschen nur durch Gott zueinander“. In einer Besinnung auf die „Kirche von 2000“ werden die Lebren aus der Geschichte gezogen. Der Grundzug des Christentums ist ja das Überschreiten des Jetzigen und Sichtbaren: „Der Mensch, der nicht nur sein Bewußtsein, sondern sogar seine Sprache nicht mehr überschreiten kann, kann im Grunde gar nicht mehr reden“. Zu diesem Überschreiten aber befreit der Glaube an Gott in Jesus Christus.

J. Sudbrack SJ

Becker, Petrus: Das monastische Reformprogramm des Johannes Rode, Abt von St. Matthias in Trier. Ein darstellender Kommentar zu seinen Consuetudines (Beiträge zur Geschichte des Alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Heft 30). Münster i. W., Aschendorff-Verlag 1970. XX, 218 S., kart. DM 42,-.

Der Autor, ein Mönch der Abtei St. Matthias, charakterisiert Johannes Rode als einen Mann „zwischen den Zeiten“: geb. um 1385; Studium in Paris und Heidelberg (1413 Rektor); Offizial und Dechant in Trier, Eintritt in die Kartause St. Alban,

Prior; 1421 vom Bischof als Benediktinerabt bestimmt; Reformtätigkeit (St. Gallen, Reichenau usw.); Konzil von Basel; gest. am 1. 12. 1439, mitten in der Arbeit.

Das Hauptwerk Rodes ist die mönchische Reform in Trier; sie hat sich in seinen „Consuetudines“ niedergeschlagen (Ausg. P. Becker). Außer in der Trierer Abtei St. Maximin (!) wirkten sie aber als Lebensordnung kaum über den Tod ihres Verfassers hinaus. Doch zwei unter den drei Bearbeitern der Bursfelder Statuten stammen aus dem Trierer Reformkreis; und der Erneuerer von Bursfeld, Johannes Dederoth, holte sich für die erfolgreichste Benediktinerreform des Spätmittelalters bei Johannes Rode geistige und tätige Hilfe.

„Zwischen den Zeiten“ – nicht nur in seinem seltsamen Lebenslauf (aber die Laufbahn: Universität – Kartause – Reformtätigkeit war damals nicht selten), nicht nur in seinem Weiterwirken (169–186), sondern mehr noch in der geistigen Gestalt seines Werkes. Nach Lebenslauf (1–32) und Überprüfung der Authentizität des Schriftiums (33–74; einige nicht unbedeutende geistliche Schriften befinden sich darunter) untersucht Becker die Quellen und das „monastische Profil“ der Reformtätigkeit (75–168): Benediktinisches Erbgut (Rode ist z.T. strenger als die päpstliche Constitutio „Summi magistri“, aber milder[?] als die Melker Reform; vgl. 59) und kartäusische Züge (z. B. Betonung des innigen „compati“ oder die seltsame Marienfrömmigkeit: „cum qua, in qua et per quam datur auxilium de Spiritu Sancto“; der meditative Zug stammt wohl auch von hier); moderner „Konziliarismus“, Abts-Theologie (Hirt und Vater) und eine Konzentrierung der Gelübde auf den Gehorsam; Kampf gegen die Adelsprivilegien und Betonung der Bildung („doctores“ sind zu beweihräuchern); juristisches Denken und personale „Devotio Moderna“; das sind einige der Züge des „Zwischen“, die Becker herausarbeitet.

Exkurse und Register runden die Arbeit ab; ein zuverlässiger Führer zu einer bedeutenden geistlichen Gestalt des Spätmittelalters, einer Zeit, die wie kaum eine andere den Zwischencharakter von Neubeginn und Scheitern trägt.

J. Sudbrack SJ

Christophe, Paul: Cassien et Césaire, prédateurs de la morale monastique (Coll. „Recherches et Synthèses“, Section de Morale). Gembloux-Paris, Editions Duculot-Lethieulleux, 1969. XI, 84 S., kart. FB 140,-.

Während man heute auf der Suche nach einer eigenen Laien-Spiritualität ist, sah man bis vor kurzem hingegen nicht selten die Mönchs-Spiritualität als das christliche Vollkommenheitsideal schlechthin an, dem sich auch die Laien möglichst anzugleichen hätten. Die Anfänge dieser Auffassung lassen sich bis weit in die Väterzeit zurückverfolgen. Die vorliegende Arbeit untersucht daraufhin die Moral-Lehre bei zwei Kirchenvätern aus Süd-Gallien während der Übergangszeit zwischen dem Niedergang des Römischen Reiches und dem Aufstieg der Merowinger: bei Johannes Cassian (ca. 360–435) und Caesarius von Arles (470–543).

Zunächst gibt der Vf. einen Überblick über die Moral-Lehre, die Johannes Cassian, der Abt von Marseille und Vermittler der orientalischen Mönchs-Spiritualität zum Westen, seinen Mönchen vorgelegt hat. Es handelt sich im eigentlichen Sinn um eine „Mönchsmoral“: die christliche Vollkommenheit, zu der wesentlich Weltflucht, Besitzverzicht, Aszese, Enthaltsamkeit gehören, ist nur den Mönchen erreichbar. Doch kann auch der Laie vollkommen werden in dem Maße, wie er sich dem Mönchsideal nähert. Den Unterschied zwischen Gebot und Rat sieht Cassian nicht innerhalb der evangelischen Moral, sondern zwischen den Gesetzen des AT und den Geboten des NT. Der Laie muß wenigstens die Gesetze des AT befolgen; die Gebote des NT befolgt in ihrer Gesamtheit nur der Mönch. Die eigentliche Grenze zum vollen Christsein scheint für Cassian nicht bei der Taufe, sondern bei der Mönchs-Profeß zu liegen.

Cassian hat seine Lehre direkt nur für Mönche gedacht, doch hat er indirekt auch eine große Ausstrahlung auf die Laien ausgeübt, weil eine beträchtliche Anzahl der Bischöfe (d. h. der Prediger) Süd-Galliens aus den Mönchskreisen von Lérins stammte, die von Cassian stark beeinflußt waren. Der Vf. untersucht besonders die

Morallehre in der Predigt des Bischofs Caesarius von Arles. Auch hier wird das Mönchsideal als das eigentliche Ideal des Evangeliums angesehen. Die Vollkommenheit der Laien besteht darin, den Mönchen möglichst ähnlich zu werden: durch Verachtung der Welt und möglichste Enthaltsamkeit auch in der Ehe. Für seine einzelnen Moralvorschriften beruft sich Caesarius vor allem auf das AT. Die Laien unterstehen nämlich noch dem Gesetz des AT; deshalb ist z. B. der Zehnte für sie Pflicht. Eine eigenständige Laien-Spiritualität scheint Caesarius nicht zu kennen.

Die vorliegende Studie kann als erste Einführung in die Mönchsmoral Cassians und Caesarius' nützlich sein, aber die Kürze der Darstellung erlaubte es leider nicht, den Fragen mit der Gründlichkeit nachzugehen, die ihre Bedeutung für die Geschichte der Spiritualität verdiente.

G. Switek SJ

Haas, Alois M.: Nim din selbes war. Studien zur Lehre von der Selbsterkenntnis bei Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse (Dokumention Bd. 3). Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag 1971. 227 S., kart. SFr. 28,-.

Imponierend ist die geistige Kultur dieser Zürcher Habilitationsschrift. Untersuchungen über die drei mittelalterlichen „deutschen Mystiker“ werden in steter Auseinandersetzung mit der Fachliteratur rückgebunden an die abendländische Tradition und in moderne Fragestellungen geöffnet. Daß Hans Urs von Balthasar zu den meist zitierten Autoren gehört, mag als Indiz für die theologische Qualifikation und für den Standort des Autors gelten.

Eine so breit angesetzte und engagiert vorgetragene Arbeit bietet notwendigerweise Ansatzpunkte zur Diskussion (z. B. erscheint Leclercqs „Wissenschaft und Gottverlangen“ mal deutsch mal französisch; daß G. Hofmanns Übertragungen keineswegs „vorbildlich“ sind [so 88¹], hat vor kurzem noch K. Weiß, einer der ersten Fachleute, gezeigt). „Die mystische Zielsetzung“ bei Aussagen wie der „vom geschöpflichen und ... menschlichen Nichts“

wird dem anderen, „ontologischen“ Denken entgegengestellt. Das entspricht der Grundtendenz, auch Meister Eckhart von der „Erfahrung“ her zu deuten. Zugleich aber zeigt Haas immer wieder, daß das „geschöpfliche Nichts“ oder das „Einswerden mit Gott“ auf einem sehr genauen Seinsentwurf beruht („auch und vor allem seismäßig“), der am prägnantesten im Neuplatonismus vorliegt (121 auf engstem Raum beide Tendenzen). Ist diese „Mystik“ nun Metaphysik oder Erfahrung? oder modern gesagt: „Lehre oder Leben“? Haas betont in den thematischen Reflexionen die Erfahrung und das „Leben“, bringt aber zugleich überreiches Material für die „Lehrhaftigkeit“ der eckhartischen Mystik und wehrt sich gegen jede Psychologisierung.

In der Herausarbeitung der Einzelgestalten der drei großen „Mystiker“ liegt das wichtigste Ergebnis der Arbeit. Eck-

harts Mystik (oder Metaphysik) beruht nach H. auf der patristischen Lehre von der „allgemeinen menschlichen Natur“, die von Christus angenommen wurde und in der (als seiner eigenen) jeder Mensch Gott findet. „Für Tauler ist die reflexive (!) Erfahrung des eigenen Nichts . . . die höchste Potenz dessen, was als Glaubenserfahrung bezeichnet werden kann, gleichsam deren mystische Erfüllung“ (80). Seuse bringt das „Ich“ noch mehr ein: eine „völlig unerhörte, fruchtbare Transparenz seines empirischen Ichs auf das literarische Rollen-Ich“ (154).

Man sollte in den modernen Beiträgen zur „Gotteserfahrung“ auf solche am Material der Geschichte gereifte Arbeiten zurückgreifen. Gerade weil gewisse Unausgeglichenheiten nicht verwischt sind, führt sie uns tiefer in die Problematik als metaphysische Deduktionen und empirische Statistiken.
J. Sudbrack SJ

Theologische Hermeneutik

Schillebeeckx, Edward: Glaubensinterpretation. Beiträge zu einer hermeneutischen und kritischen Theologie. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag 1971. 174 S., DM 24,-.

Im Gegensatz zu manchen seiner Kollegen ruht der holländische Theologe nicht aus auf seinen vor Zeiten erarbeiteten Einsichten. Vorliegende gesammelte Aufsätze, die einen vorgängigen Gesamtentwurf erahnen lassen, bezeugen einen hellhörigen Dialog mit der Zeit. Der Ansatzpunkt zur christlichen Verkündigung in der modernen Geistigkeit und die Gestalt des christlichen Glaubens, in der dieser heute vernehmbar ist, werden gesucht. Glaube kennt „keine sturmfreie Zone, in welche die Kritik nicht vordringen könnte.“

Die moderne Sprachtheorie, die sich längst nicht mehr zufrieden gibt mit existentiellen Deklamationen, ist den Weg gegangen von einem rein logischen und immanenten Verständnis der Sprache über die Überprüfung an empirischen Urdaten bis zu „pragmatischen Sinnkriterien“ (45). M. a. W. hochtrabende „Wissenschaftlichkeit“,

geheimnisumwitterte Beschwörungen haben sich dem menschlichen Vollzug als dem Grundkriterium geöffnet. Die authentische Glaubensinterpretation muß ebenso aus der akademischen „Höhen“-Luft in die „Niederungen“ des Alltags hinabsteigen, um nicht in der sauerstoffarmen reinen Theorie zu ersticken. Hierauf fußen die Kriterien für das heutige Sprechen vom Glauben: Das Kriterium „der proportionalen Norm“; d. h. nicht mehr der unbewegliche Satz in sich garantiert Wahrheit der Botschaft, sondern das gleichbleibende Verhältnis zwischen verschiedenen Aussagemöglichkeiten und dem einen Auszusagenden. Aber erst zusammen mit dem zweiten Kriterium der „christlichen Orthopraxie“ und dem dritten „der Bejahung einer neuen Interpretation durch die Gemeinde Gottes“ (63–77) erhält das erste intellektuelle Kriterium Berechtigung.

Im Gespräch mit der Frankfurter Schule (Horkheimer-Habermas) erarbeitet Schillebeeckx die moderne Erfahrungsbasis des Christentums. Das „Vertrauen auf den Endsinn“ (100) oder die „Erfahrung des Bedrohtseins des Humanum“ (98) bilden

Ohren zum Vernehmen der Botschaft. Mittels solcher, mehr negativer, also am Scheitern aufleuchtender Erfahrungen gelingen Schillebeeckx neue Glaubensmodelle: „Es ist etwas im Menschen, ... was eigentlich ein „Zuviel“ an ihm ist. Dieses Unaussprechene nennt der Christ mit seinem eigenen Namen: den schöpferischen Gott“ (108). „Das Erbsünde-Dogma ist die inhaltliche Umschreibung des anerkennenden Bekenntnisses und des religiösen Aktes der Hingabe an Gott in Jesus Christus trotz unserer ethischen und religiösen Ohnmacht“ (17). Die Schwierigkeit der Problematik (die auch auf die Sprache abfärbt) sollte vor diesem wichtigen Buch nicht abschrecken; es weiß mehr über den christlichen Vollzug als manche flott geschriebene Betrachtung.

J. Sudbrack SJ

de Pater, Wim A.: Theologische Sprachlogik. München, Kösel 1971. 191 S., kart. DM 19,80.

Wer enttäuscht ist von tiefssinnigen theologischen Hermeneutiken (manchmal mehr „Tiefe“ als „Sinn“), wer vor dem esoterischen Fachjargon der modernen Linguistik einen Horror hat, wird – wenigstens das erste, ausgezeichnet übersetzte – Kapitel des Ordinarius an der Universität Leuven für Logik, Analytische Philosophie und Sprachphilosophie mit Freude lesen. Die These (nach I. T. Ramsey) ist recht einfach: Religiöses und theologisches Reden sagt Gottes Wirklichkeit nicht direkt aus. Es benutzt empirisch verifizierbare „Erschließungs“-(disclosure)-Situationen, in denen „Beobachtbares und mehr“ aufscheint; an ihnen und in ihnen wird das Transzendentieren, „Übersteigen“ der Empirie „evoziert“. Hu-

mane und engagierte Situationen (Liebe, Treue, Leid, Tod) sind „Modell“ und Zeichen für die Wirklichkeit Gottes, die nicht nur je-neu (wie die humanen Situationen), sondern grundsätzlich die Empirie und die Logik überschreiten. Sprachlich erweitert ein „Qualifikator“ (all-) die Modell-Situation (-mächtig) zur theologischen Aussage (all-mächtig). Je mehr Modelle zusammentreten und je überzeugender sie in ihrer „Erschließungs“-Kraft (Beobachtbares und mehr) entschlüsselt werden, desto stringenter wird das religiöse Sprechen.

Im zweiten (ungeschickter übersetzten) Kapitel wird diese Theorie auf das Wunder angewandt. Gut ist das Aufweisen der Beziehung von Wunder und freier Personalität Gottes. Trotz allem Bemühen aber scheint es mir nicht gelungen zu sein, die beiden Sprachspiele von Religion und von Naturwissenschaft zu vereinen. Der Vorwurf der zwei Wahrheiten (der theologischen und der wissenschaftlichen) wird nicht restlos überzeugend zurückgewiesen. Grund dafür ist unter anderem, daß nur zufällige Wunder der Heilsgeschichte, nicht aber das Grund-Wunder der Auferstehung analysiert wird.

Im letzten Kapitel wird einigermaßen verständlich die neue Entwicklung der Linguistik zur Transformationsgrammatik und zum performativen Sprachgebrauch erklärt. Der kommunikative (soziale), situative (situations- und ich-gebundene) und Objekts-Bezug der Sprache gewinnt in der Linguistik an Bedeutung. Das ist zweifellos eine Chance für die Theologie; aber zugleich eine Mahnung, aus ihrem elfenbeinernen Turm herauszusteigen, um praxis- und umweltbezogen das Sprachspiel von Gott zu wagen.

J. Sudbrack SJ

Gebet

Six, Jean-François: Beten in der Nacht des Glaubens. Freiburg, Herder 1972. 139 S., kart. DM 12,-.

Der Originaltitel „Das Gebet und die Hoffnung“ scheint mir treffender den Geist und die Dynamik dieses Buches wiederzugeben. Denn obwohl immer wieder von den „Nächten unserer Zeit“, dem Kreuz und

Leid der Menschen, ihrem Aufschrei und ihrer Resignation die Rede ist, strahlt es doch eine unüberwindbare Hoffnung aus, steckt es Lichter auf und weist es nach vorn, in die von Gott getragene Zukunft. Es ist eigentlich gar kein „richtiges“ Buch mit fortschreitendem Gedankengang und übersichtlichem Aufbau, sondern eine Aneinanderreichung von Kurzmeditationen und

Reflexionen eines Glaubenden über die verschiedensten Ereignisse und Erfahrungen, wie sie der Alltag des Lebens an einen Menschen heranträgt. Im Grunde ist es ein ständiges Gespräch, das ein leidenschaftlich Liebender in der Tiefe seines gläubigen Herzens mit Gott führt: ein Ringen und Bitten, um ins Einverständnis mit Gott und seinen Fügungen zu kommen und um dem hin- und hergeworfenen Menschen unserer Tage einen Weg zum Vater-Gott zu weisen. Trotz dieses lockeren Gefüges, das aller Systematik abhold ist, schält sich dem Leser in unaufhörlichem Kreisen um die gleichen Gedanken doch schon bald heraus, was für den Vf. Gebet ist: nicht ein Ausruhen bei Gott, kein isoliertes Stehen vor seinem Antlitz in der Einsamkeit der Kammer, sondern ein Suchen und Finden Gottes mitten im Trubel des Alltags, in der großen und kleinen Welt, ein Zugerüstetwerden für die Verwirklichung der Botschaft des Evangeliums, für die Veränderung der Welt auf die ihr vom Schöpfer- und Erlösergott zugesetzte Gestalt hin. „Die Erde Gottes, das Leben der Menschen, unsere Werkstatt, unser Büro und unsere Freizeit, unsere Träume, unsere Zeitung und unsere Straße, das ist für uns Christen von heute unsere Gelegenheit, zu beten und zu hoffen“ (10). Der hier vorgestellte Beter ist „Mystiker“ und „Revolutionär“ zugleich. – Man kann dieses Buch nicht in einem Zug lesen. Man muß es, wie es die Zeit erlaubt und die Situation erfordert, hervornehmen und ein, zwei Stücke durchmeditieren. Dann kann es einen anstecken und entzünden, aufrufen und trösten.

F. Wulf SJ

Löwe, H. – Lotz, W. – Zippert, Chr.:
Nachdenken vor Gott. Vom neu verstandenen Gebet (Kirche zwischen Plänen und Hoffen, Eine Schriftenreihe, hrsg. v. d. Evangelischen Michaelsbruderschaft, Heft 2). Kassel, Johannes Stauda Verlag 1969. 61 S., kart. DM 5,-.

Was die drei Verfasser über das „neu verstandene Gebet“ zu sagen haben, ist vielleicht (jedenfalls für den katholischen Christen) nicht gar zu neu. Gerade darum sind

ihre besinnlichen, aus der Erfahrung des Glaubens, des Lebens, der Seelsorge kommenden und immer auf das Praktische zielenden Hinweise so lesenswert und hilfreich. Denn eine „Möglichkeit, heute zu beten“ (1. Beitrag), findet man wohl kaum auf dem Weg bloßer Analysen und Theorien. Daher spricht H. Löwe (und das weist ihn als Kundigen aus) in diesem vielleicht tiefsten Beitrag eher von der Unmöglichkeit – für den Glaubenden, für den Menschen überhaupt –, mit dem Beten aufzuhören. – Auch W. Lotz hält sich nicht lange auf bei Krisenanalysen. Er zeigt, wie vom Nullpunkt aus ein neues Gebet aufbrechen kann, und zwar durch Menschen, das heißt „in der einfachsten christlichen Bekehrung zum Du“, die fertigbringen kann, was „keine Yoga-Künste zuwege bringen“ können (29). Ansatz beim Menschen, wie er lebt und lebt, Bezug auf das wirkliche Leben und das offensichtlich Selbsterprobte kennzeichnen auch die Bemerkungen zum Atmen als Bild und Hilfe nicht zur Versenkung in andere Welten, sondern zum völligen „Gegenwärtig-werden im heutigen Tag“ (37). – Besonders interessiert von dieser Seite der Beitrag des Ältesten der oberhessischen Michaelsbruderschaft über das Gebet der Gemeinde. Aufmerksam wird auch der Katholik hören, daß das grundsätzliche Problem (Gibt es überhaupt gemeinsames Gebet?) und seine theologische Erhellung vor allem Bemühen um liturgische Gestalt rangiert. Dazu werden eine Fülle von Anregungen gegeben zur Erneuerung des Gottesdienstes, der Gebetssprache und des gemeinsamen Gebetsvollzugs in Ordnung und Spontaneität; in vielem wird man zustimmen können. – Alles in allem: ein Büchlein über das Gebet, das vielleicht nicht in die letzten Tiefen der Theologie und auch nicht der heutigen Problematik eindringt, in dem aber ernst gemacht wird mit einem Nachdenken vor Gott, das die Erfahrung (des Glaubenden, des Betenden) voraussetzt, nicht schafft.

F. Wulf SJ

Bours, Johannes: Zu Dir rufe ich. Das tägliche Schriftgebet.
Schürmann, Heinz: Der Geist macht lebendig. Hilfen für Betrachtung und Gebet.

Beide Bändchen Freiburg, Herder 1971/1972, 189 S./163 S., Sn. je DM 8,80.

An guten und sehr guten Hilfen für das tägliche, vor allem das verweilende und meditierende Gebet fehlt es heute nicht. Die vorliegenden Bändchen gehören dazu. Wer weiß, von wieviel zweifelhaften „Gebetbüchern“ sich immer noch gerade fromme Menschen, zumal in den geistlichen Gemeinschaften nähren, wünschte dieser kräftigeren Nahrung den Weg zu vielen.

Bours hat für jeden Tag des Jahres ein kurzes Schriftwort ausgewählt, aus den Psalmen und aus dem NT (mit Ausnahme der synoptischen Evangelien). Wo der betreffende Text nicht schon in seiner ursprünglichen Fassung persönliche Anrede an Gott oder Jesus Christus ist, wie in den Psalmen, formt der Vf. ihn leicht um und macht ihn so zum persönlichen Gebet. Es ist erstaunlich, wie dadurch völlig geläufige Texte, die man oft gelesen und überlesen hat, auf einmal eine neue, persönliche Note erhalten. Sie konfrontieren mit dem Du Gottes (Christi), lassen u. U. stocken, machen betroffen und können auf jeden Fall nur betend gesprochen werden.

Schürmann hat Perikopen aus dem Johannesevangelium ausgewählt und sie knapp, für die Betrachtung, d. h. also auf ihre geistliche Durchdringung und Forderung hin kommentiert. Diese „Betrachtungspunkte“ sind aus Exerzitien für Priester, Ordensleute und Seelsorgehelferinnen hervorgegangen und lehnen sich in ihrer Thematik an die 4 „Wochen“ der ignatianischen Exerzitien an. Die 4 Abschnitte des Büchleins mit je 3 Betrachtungen sind überschrieben: 1. Krank, blind und ohne Leben. 2. „Folge mir nach!“ 3. „Wo ich bin, da wird auch mein Diener sein.“ 4. „Liebst Du mich?“ In einer längeren Einleitung führt der Vf. in die klassischen Stufen der „geistlichen Lesung“ ein: 1. Lesung (lectio), Betrachtung (meditatio), Zwiegespräch (locutio [oratio]), Beschauung [Anschauung], (contemplatio).

Beide Bändchen kommen darin überein, daß sie über alle Tagesmeinung hinaus und unbekümmert um neueste theologische Fragestellungen nichts anderes suchen als die Begegnung des Menschen mit Gott (Christus) in seinem Wort und seinem Geist. Und beide haben zum Ziel, daß der

Mensch sich durch Gottes Wort ändere, von ihm erfüllt werde zu einem neuen Menschen, der aus dem Geist lebt.

F. Wulf SJ

Themen der Theologie, Stuttgart, Kreuz-Verlag. Pappbd. je DM 14,80: Bd. 6, *Bernet, Walter*: Gebet. Mit einem Streitgespräch zwischen Ernst Lange und dem Autor. 1970. 174 S. – Bd. 5, *Otto, Gert*: Vernunft, Aspekte zeitgemäßen Glaubens. 1970. 171 S. – Bd. 10, *Ott, Heinrich*: Gott 1971. 174 S.

Sölle, Dorothee: Das Recht ein anderer zu werden. Theologische Texte. Berlin, Luchterhand Verlag 1971. 148 S.

Gebet und Gebetserziehung. Hrsg. von Friedrich W. Bargheer und Ingeborg Röbbelen. Mit Beiträgen von Peter Cornehl, Gert Otto u. a. (Pädagogische Forschungen, 47). Heidelberg, Quelle und Meyer 1971. 200 S., kart. DM 25,-.

Praktisch Theologisches Handbuch. Hrsg. v. Gert Otto. Hamburg, Furche-Verlag 1970, 532 S., Ln.

Seit einigen Jahren gibt es im evangelischen Raum eine intensive theologische Diskussion um das Gebet. Was in der breiten Öffentlichkeit sich mit Namen wie D. Sölle oder mit Bewegungen wie dem politischen Nachtgebet und der „transzendentalen Meditation“ verbindet, wird theologisch aufgearbeitet. An dieser Stelle sollen einige wichtige Diskussionsbeiträge vorgestellt werden.

Am extremsten hat sich der Zürcher Theologe W. Bernet geäußert: „Beten heute ist Anti-Beten“ könnte man seine Meinung umschreiben. Der Ansatz zur Wirklichkeitsbewältigung heiße Erfahrung. Moderne Erfahrung aber sei ohne jede Transzendenz, ohne jeden Ausblick zum Absoluten, ohne jede Stütze in Kategorien wie Heil oder Vollendung. Wenigstens bewege sich die moderne Erfahrung auf die Transzendenzlosigkeit hin. „Beten“ ist nun einfach hin die Einübung der Nüchternheit, die sich alle Ausgriffe auf Gott, auf Geborgenheit, auf Hoffnung verwehrt. „Alle Herren und alle Absolutheitsansprüche werden ent-

mächtigt.“ Selbst die „Gebets“-Sprache muß alles Pathos, alle Lyrik und jede Dramatik abweisen und sich mit dem nüchternsten Sprechen, dem „Erzählen“, begnügen.

Die bestechend klaren Ausführungen, die der Mainzer Ordinarius für praktische Theologie, G. Otto, an vielen Stellen veröffentlicht hat (hier 81–102), führen weiter: „Beten ist verbindliches Nachdenken in konkreten Situationen des Lebens, das keine Zuflucht zu einem ‚Deus ex machina‘ (einem wunderwirkenden und in die Geschichte eingreifenden Gott), und sei es zu einem christlichen, nehmen darf.“ Gottes „Du“ ist nur eine – vielleicht notwendige – „rhetorische Figur“ für diese Verbindlichkeit. Über Bernet führt das Wort „verbindlich“ hinaus – ein Maßstab des Menschlichen also, der nicht nur auf Empirie und Erfahrung reduziert ist. Warum sich diese Besinnung auf das Menschliche letztlich mit Christentum verbindet, wurde von dem Lehrer Ottos, von H. Braun, einfach hin damit beantwortet: „Weil es so ist... Wenn ich etwas anderes fände, würde ich das auch sagen.“

Was sich bei Otto abzuschließen scheint, bleibt bei anderen Autoren offen: D. Sölle steht in der Betroffenheit durch menschliche Not und die Hilflosigkeit des Menschen vor ihr. Diese Kluft zwischen der humanen Entfremdung und der Unmöglichkeit, sie heimzuholen, läßt sich nur im Bit-ten aussprechen: „Ein Beten, das nichts mehr zu bitten hat, mag vielleicht ein religiöses Ideal repräsentieren – es ist zugleich unmenschlich, weil es nicht menschlich ist.“

Ahnlich entdeckt P. Cornehl (hier 86–110) im Klagen des Menschen ein „Mehr“ an Erfahrung und Sinnsuche, daß jeden Versuch, den Menschen auf weltimmanente Selbstbesinnung einzuschränken, von vorneherein sprengt. Bedenklich an der alten Gebetstheologie war, daß sie zu genau Bescheid wußte und die Richtung des Betens zu eindeutig festlegte. Aber der Stachel der Not im Fleisch des humanen Daseins läßt – wenigstens negativ – immer von neuem die Sinnhaftigkeit des christlichen Betens zu Bewußtsein kommen.

H. Dee führt im *Praktisch Theologischen Handbuch* (171–185) Ottos Überlegungen weiter. Mit „Verantwortung“ und Verbindlichkeit ist ein Bezug auf den Absolu-

ten – oder das Absolute mitgemeint. Christliches Beten aber weiß, daß dieser Bezug nicht in eine leere Offenheit ausmündet, sondern in die Wirklichkeit Gottes und seine Verheißung in Jesus Christus. Damit aber kann Beten niemals in reine Rezeptivität oder reine Besinnung aufgelöst werden; es ist Antwort auf Gott, und impliziert damit ebenso das antwortende Tun des Menschen wie auch sein „Sprechen mit...“.

Der Baseler systematische Theologe, Nachfolger K. Barths, H. Ott, setzt sich ausdrücklich mit Sölle, Bernet und Otto auseinander (ebd. 113–147). Der Mensch ist – wie in Anlehnung an M. Buber gezeigt wird – im tiefsten Wesen „Person“ und angelegt auf ein Du. Wenn Religion, wenn Christentum ihn in seiner Mitte ansprechen sollen, kann es nur in der Buberschen Kategorie des „Zwischen“ geschehen, also in der Ich-Du-Spannung. Gott a-persönlich ansetzen, wäre ein schlimmer „Anthropomorphismus“, nämlich ein nach oberflächlichem Menschenmaß ersonnener Gott. „Wer Gott sagt, sagt Person“, schrieb vor kurzem der evangelische Systematiker W. Pannenberg. Auf Grund dieser Ur-Gegebenheiten macht sich Ott Gedanken darüber, was denn nun „Bitten“ usw. heiße. Sein Grundanliegen aber ist, zu zeigen, daß die „alte“ Du-Form des Betens zu Gott in Wirklichkeit „neuer“ und „moderner“ sei als kurzatmige Versuche, das Gebet auf reine Besinnung zu reduzieren.

Daß wir in dieser Übersicht nur einige Leitideen aufzeigten, dürfte nicht daran hindern, die Aktualität und Lebensnähe der Diskussionen zu verstehen. Statt einer Beurteilung der verschiedenen Ansätze (die an dieser Stelle nicht notwendig ist), ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß sich besonders in dem Buch über *Gebet und Gebetserziehung* eine Fülle von praktischen, sprachlichen und auch liturgischen Hinweisen finden.

J. Sudbrack SJ

Cuttat, Jacques Albert: Asiatische Gottheit – christlicher Gott. Die Spiritualität der beiden Hemisphären (Sammlung Horizonte. Neue Folge, 4). Einsiedeln, Johannes Verlag 1971. 264 S., kart. DM 30,-.

Das wohl seit Jahren wichtigste Buch im Gespräch des Christentums mit der östli-

chen Religiosität – weil niemand ernsthaft an der Kompetenz und der Erfahrung des Schweizer Diplomaten zweifeln kann; – weil die Hochschätzung asiatischer Spiritualität aus jeder Zeile des Buches spricht; – weil Cuttat von der indischen Geistigkeit zum Christentum fand; – weil er, als Schüler de Lubacs, verschont wurde von einer schmal-spurigen Theologie und rationalistischen Exegese; – und weil er die Auseinandersetzung wagt.

Die Alternative des Titels (Gottheit – Gott) durchzieht das ganze, reich belegte Buch: Selbstbeherrschung – Hingabe; Vergeistigung – Erlösung; Enstase (Verinnerlichung) – Ekstase (Welt- und Gott-zugewandt). Diese gegensätzliche Parallelität wird durch die Gebiete von Kosmologie, Theologie und Anthropologie dazugezogen.

Aber Cuttat bleibt nicht beim Gegensatz stehen. Er anerkennt voll und ganz den Reichtum östlicher Religionen. Aber er weiß, daß dieser vom editen (und nicht vom aszetisch oder rationalistisch verfremdeten) Christentum eingeholt, aufgenommen und überstiegen wird: „Rekapitulation durch Überstieg in Christus“. Diesen Überstieg bringt er auf die Kurzformel: „Einsame In-

nerlichkeit“ in der östlichen Hemisphäre; „wechselseitige Innerlichkeit“ im Christentum.

Das Buch ist nicht leicht geschrieben, hat aber gegenüber den beiden vorausgehenden französischen Fassungen an Klarheit gewonnen. Mit ihm aber sollte das gedankenlose Gegenüberstellen von objektbezogener-inhaltlicher, sprich christlicher Meditation, und objektfreier-gestaltloser, sprich buddhistischer Meditation erledigt sein. Ein kurzes Zitat aus der tabellarischen Gegenüberstellung am Schluß kann die wahre Gegensätzlichkeit zeigen:

a) *Ostliche Spiritualität*: Reine Innerlichkeit oder Enstase... „Unbewegliches Ruhen des Geistes in seiner eigenen Form“ (yoga-sūtra).

b) *Christliche Erfahrung*: Offene Innerlichkeit oder Ekstase... „Caritas ist die Umgestaltung des Liebenden in den Geliebten, sie läßt den Liebenden in den Geliebten eintreten“ (Thomas v. A.).

c) *Die einholende Aufnahme*: Wechselseitige Innerlichkeit oder Communio... „Liebe läßt den Liebenden eintreten in den Geliebten und umgekehrt“ (Thomas v. A.).

J. Sudbrack SJ

Anthropologie

Hacker, Friedrich: Aggression. Die Brutalisierung der modernen Welt. Wien, Molden 1971. 464 S., Leinen DM 26,-.

Das Buch aus der *Praxis* eines erfolgreichen amerikanischen, aus Wien gebürtigen Psychiaters. Im Hintergrund steht die weltweite Gewaltexplosion der letzten Jahre, in den Schulen, Universitäten, Familien, in der Presse, in der Justiz, in der Kirche, nicht zuletzt natürlich: in der Innenpolitik und in den zwischenstaatlichen Konflikten. H. gelingt es, hinter dieser institutionell vermittelten Aggression den gewaltanfälligen Menschen aufzudecken; so kommt ein Buch zustande, in dem der Autor dauernd den Leser ins Gespräch (nicht selten ins Gericht) einbezieht, so daß kein Leser, seien es Eltern, Fernsehintendanten, Wirtschaftsmänner, Politiker, Richter oder – Kirchenmänner, das Thema „wissenschaftlich-sauber“ objektivieren (und damit saft vom Arbeitstisch „verdrängen“) kann...

Weil der Autor eben keinen rein fachwissenschaftlichen Monolog hält, sondern mit Widerspruch und Anfragen rechnet, hat er gleich vier scharfe Gespräche über die Substanz seines Buches eingebaut: mit einem Verhaltensforscher (K. Lorenz), einem Psychiater (K. Menninger), einem Gesellschaftstheoretiker und -reformer (H. Marcuse) und einem fingierten Dialogpartner, der „populäre, gängige Anschauungen“ vertritt.

H. ist Empiriker, nicht Positivist, er praktiziert kritische Theorie und ist kein Utopist; er zieht mit Schärfe, mit Ironie und Humor (auch selbstkritischem Humor!) gegen alle vereinfachenden Erklärungen zu Felde und verfällt doch keinem profillosen Eklektizismus. Wer dem pfeiferaudhenden Wiener mit dem kräftigen Gesicht zuhört, wird selten gelangweilt; da er sich beim Reden wiederholt, darf man sein Buch nicht nonstop lesen.

Was diagnostiziert er, welche Therapie deutet er an? „Aggression“ ist eine brauchbare und mißbrauchbare Anlage in jedem Menschen; die Ähnlichkeit mit dem, was die Theologie Begierde (Konkupiszenz) nennt, die auch im Gerechtfertigten „für den Kampf zurückgelassen ist“ (D 792), springt ins Auge. Hackers Hauptverdienst liegt nun darin, einsichtig gemacht zu haben, daß illegitime Aggression (mit der Tendenz zur Gewalt) vor allem in „gebundener“, kassierter Form bei den jeweils Mächtigeren vorzukommen pflegt, bei Eltern, Lehrern, bei Amtsträgern in Verwaltung, Staat, Justiz, Militär, Massenmedien, ich füge hinzu: in der Kirche; ob bewußt oder unbewußt, in der Regel jedenfalls: mit Erfolg rechtfertigen diese „Stellen“ ihre Macht (das heißt fast: ihre Aggressionsberechtigung, das heißt auch fast: sich selbst) durch Rückgriff auf höhere gemeinsame Zwecke. Da die Unteren mindestens die Hoffnung haben dürfen, auch einmal aggressiv werden zu dürfen, gelingt die Selbstrechtfertigung der „Oberen“ fast immer. *Selbstrechtfertigung* im Hintergrund illegitimer Aggression führt dann häufig auch zur heißen – zumindest gedanklichen oder verbalen – *Selbstjustiz*; Freunde und Feinde sind schnell in zwei Lager aufgeteilt und los geht die Hatz, und sei es nur gegen böse Indianer oder böse Verbrecher in „Aktenzeichen XY“ auf dem Bildschirm! Hacker entlarvt den „Etikettenschwindel“ der sich selbst Rechtfertigenden und die Freund-Feind-Polarisierung praktisch auf jeder Seite. Der Leser ertappt sich immer wieder bei der quälenden Frage, ob das nicht auch für ihn und seine Institution zutreffe. – Der Vf. ist weit davon entfernt, jede Art von Autorität und Institution zu disqualifizieren; es kommt ihm gerade darauf an, vernunftgemäße und Freiheit schützende Autorität und Institution möglich zu machen. Er verlangt freilich von ihnen, daß sie sich zumindest der inneren Gefahr *bewußt* sind, illegitim (und gewalttätig) zu werden, indem sie sich (fast unbemerkt!) selbst den Persilschein der Rechtfertigung besorgen.

Viel mehr als der Hinweis auf die Notwendigkeit der dauernden Selbstkritik beim Einzelnen wie beim Kollektiv, bleibt freilich als „Therapie“ auch nach den 450 Seiten nicht. Aber die Art der Argumen-

tation: die kluge Mischung von ironischem, moralischem Zeigefinger, wissenschaftlicher Analyse, kulturgeschichtlicher Illustration und mal humorigem, mal feierlichem Selbstbekenntnis könnte diesem Buch das Schicksal der sechstausend anderen englischsprachigen Bücher der letzten Zeit zu ähnlichen Fragen ersparen: gelesen und verdrängt zu werden.

F. H. Aengenheister

Oraison, Marc: Miteinandersein. Die zwischenmenschlichen Beziehungen (Reihe: „Leben lernen“). München, Pfeiffer 1971. 122 S., kart. DM 10,80.

Das Miteinanderleben und -arbeiten ist aus mehreren Gründen (die z. T. in der Verfassung vieler heutiger Menschen, z. T. in den gegenwärtigen gesellschaftlichen Strukturen und im Zusammenspiel beider liegen) schwieriger geworden. Anderseits und in Zusammenhang damit ist das Verlangen nach Kommunikation und Gemeinschaft gewachsen. Hier wird ein Grundproblem unserer Zeit sichtbar. Zu seiner Bewältigung bieten sich zur Zeit viele Veröffentlichungen an. Die Erkenntnisse der neueren Psychologie (als Ergebnis der Psychoanalyse) und der Kommunikationsforschung sowie die Erfahrungen gruppodynamischer Übungen sind dafür eine ergiebige Quelle. Der Vf., Priester und Therapeut, geht von der grundlegenden Tatsache aus, daß der Mensch sich nur im Mitmenschen verwirklicht. Was das im einzelnen besagt und was man dafür wissen muß, sucht er in lockerer Folge und mehr im Plauderton als in lehrhafter Systematik zu entfalten. Er fragt zu Beginn, wer das eigentlich ist: „der andere“ und unter wievielen Gesichtern dieser „andere“ erscheint, und weiter: wie die Entwicklung des Menschen in der Realisierung seiner mitmenschlichen Bezüge verläuft, welchen Schwierigkeiten sie begegnet, um schließlich den Menschen mit dem „Großen Anderen“, mit Gott, zu konfrontieren, der alles Miteinander- und Zueinandersein in seiner Liebe aufhebt. – Ein Büchlein für jedermann, einfach geschrieben und leicht verständlich, mit vielen Beispielen illustriert, und eben darum für einen weiteren Leserkreis nützlich.

F. Wulf SJ